

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 10 (1920)  
**Heft:** 50

**Artikel:** Christfest  
**Autor:** Schluv, Erwin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-645725>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

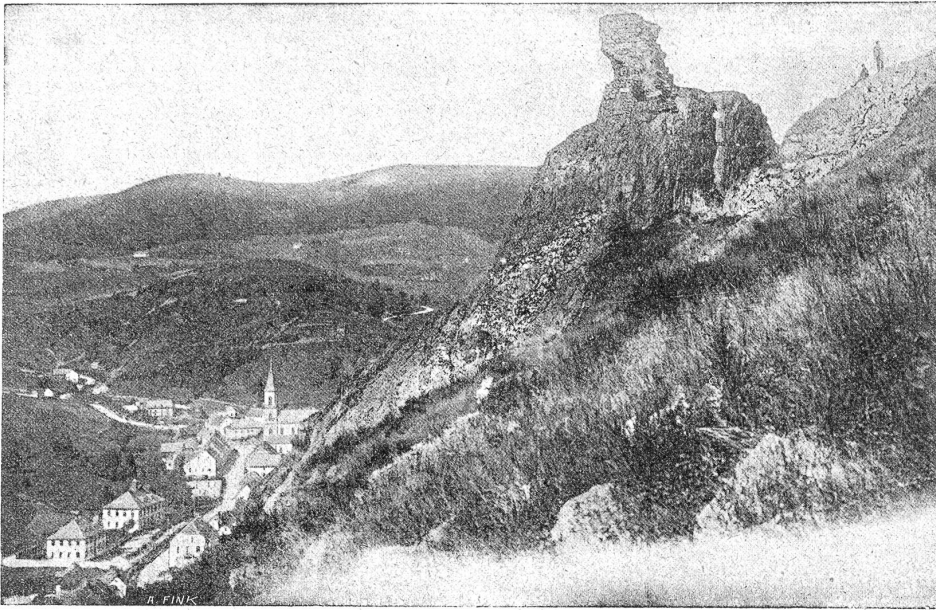
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Diedolshausen und Ruine Jutenburg.

zwischen Paris und Wien sein, was früher eine beachtenswerte Tatsache gewesen sein mag. Es geht aufwärts, hinein in eine ansprechende, liebliche Voralpenlandschaft. Prächtiger leuchten die bunten Wälder im Herbstsonnengold. Die wenigen Leute, die des Weges kamen, sprachen alle französisch und gaben auf eine deutsche Frage sicher eine französische Antwort. Auch unter deutscher Herrschaft hießen ja die Bewohner der Täler der Weiß und der Béchine die „Welschen“. Sie sprechen ein schwer verständliches Patois. An den Hängen erblickt man bis weit hinauf mächtige Weierhöfe auf saftig grünen Matten. Man fühlt sich in eine unserer Voralpenlandschaften versetzt. Namentlich die majestätische Pyramide des Brézouard zieht die Blicke auf sich.

Nach der Kriegskarte mußte nun jeden Moment die ehemalige Kriegsfront kommen. Aber sie kam zu meiner großen Ueberraschung nicht. Wohl standen am Wege einige wenige halbzerfallene Reduits, sah man hin und wieder ein Haus mit Granateinschlägen, nichts aber von Schützengräben, Unterständen, zerschossenem Land. In Diedolshausen löste sich dann das Rätsel. Wohl lag der Ort drei Jahre lang mitten in der Front. Als vor zwei Jahren aber die Diedolshausener heimkehren konnten, machten sie sich eifrig und rüstig an die Arbeit. Sie hatten keine Zeit zum Klagen und Sammeln. Mit neuer Hoffnung und festem Vertrauen an eine glücklichere Zukunft begannen sie den Wiederaufbau, ohne fremde Hilfe, vom neuen Vaterlande nur mangelhaft unterstützt. Und die Früchte dieser emsigen Tätigkeit bekommt man heute zu sehen. Alle Schützengräben im Dorf und dessen Umgebung sind zugebaut und bereits überwachsen. Nur sehr schwer erkennt man die Linien noch. Wohl erblickt man noch einige zerschossene Häuser. Die meisten aber sind aufgebaut, größer und schöner als sie es vorher waren, auch die zahllosen Sennereien die Hänge hinauf. Neues Leben! Das festzustellen, war allein die Reise wert.

In einem Gasthof bei der Kirche des schön gelegenen Orts, der übrigens sehr wenig gelitten hat, hatte ich das Glück, den bauleitenden Architekten zu treffen. Ich äußerte ihm meine Verwunderung über den raschen Wiederaufbau und wies auf das Müntertal hin, wo noch sozusagen nichts gemacht ist. Er erklärte mir nun, daß Diedolshausen eine der reichsten Gemeinden sei. Noch jetzt müsse man hier keine Steuern bezahlen. Wo eben Geld sei, da komme man vorwärts, im Müntertal sei man in dieser Beziehung viel schlechter dran. Er sprach mir auch von der großen Arbeitsfreudigkeit der Bewohner. Die Arbeiter haben von sich

aus den Zehnstundentag eingeführt. Den freien Samstagmittag kennt man nicht. Ein guter Arbeiter, namentlich ein Handwerker, verdient bis Fr. 45 im Tag. Der überaus freundliche Herr, der übrigens unter den Deutschen im Felde stand, konnte mir noch viele interessante Einzelheiten über die Organisation der Rekonstruktionsarbeiten mitteilen. Eine Sennerei komme beispielsweise auf Fr. 180—200,000 zu stehen. Der Staat und die Gemeinde übernehmen die Kosten für die Herstellung in der früheren Art und Größe. Alles Neue dagegen müssen die Besitzer bezahlen.

Von Diedolshausen stieg ich auf gutem Fußweg zum Buchenkopf empor, von welchem mein Reiseführer meldete: „La Tête des Faux, qui fut témoin de l'héroïsme des chasseurs alpins, est un des points de l'ancien

front des Vosges les plus dignes de retenir l'attention du touriste“. In Diedolshausen sagte man mir, daß die Front hier noch intakt sei und auch nicht aufgeräumt werden solle. Und nach ungefähr 30 Minuten Marsch war ich denn auch mitten drin im französischen Schützengrabengewirr und bald kam auch der zeretzte Wald mit den grauenhaften Baumleichen. Am Fuße des Buchenkopfes ist ein mit großer Liebe angelegter französischer Soldatenfriedhof, mitten in unzerstörtem Jungwald, ein Ort von ergreifender Tragik. Den Eingang ziert ein hübsches Denkmal für den Kommandanten des 215. Regiments, Henri Duchesne, der hier am 2. Dezember 1914 fiel. Fast alle Gräber waren geschmückt, teilweise mit frischen Blumenkränzen, die Angehörige wohl erst kürzlich niedergelegt hatten. Auf gar vielen Gräbern aber las ich die traurige Aufschrift: „A mon fils unique!“ Mitten im Friedhof ist eine kleine Waldkapelle, hübsch geschmückt, die ebenfalls stehen bleiben soll.

Der Buchenkopf ist zu Frontstudien höchst geeignet. Der Gipfel mag ungefähr 50 Schritte breit sein. Auf der einen Seite hatten sich die Franzosen festgesetzt, auf der andern die Deutschen. Ringsum ein wüstes Chaos von Schützengräben, vereinzelt Gräbern, Stachelbrautverhauen, spanischen Reitern, aufgewühlter Erde, Granatsplittern. Aber über alles ist Mutter Erde bestrebt, einen schützenden Mantel zu decken. Bereits wuchert allenthalben Gras und Unkraut und in wenigen Jahren wird auch hier die Verwüstung zugebaut sein. Oben auf dem Gipfel arbeiteten Steinhauer an einem Denkmal für die tapferen Alpenjäger.

Der Buchenkopf ist aber auch ein Aussichtspunkt erster Ordnung. Weit nach Frankreich hinein reicht der Blick, schweift über die schönen Vogesen hinab zur Rheinebene und hinüber zum Schwarzwald.

Den Abstieg, vorbei an mächtigen deutschen Anlagen, nahm ich über Orbey, das deutsche Urbeis.

(Schluß folgt.)

## Christfest.

Von Erwin Schlup.

2

Dann kam die Zeit, da Martha die Schulbank verlieh. Sie hatte das Patent als Lehrerin in der Tasche. Die alte Haushälterin war zu ihrer Tochter gezogen und nun übernahm Martha vorläufig deren Stelle. Der Vater meinte, in zwei, drei Jahren sei es immer noch früh genug, sich in den Schulbetrieb einspannen zu lassen. Die einstigen Ge-

spielinnen und Schulbekannten hatten sich mit den Jahren verloren. Auch ihr „Ritter“ war in der Fremde. Seine Eltern besaßen ein großes Handelsgeschäft; da war es selbstverständlich, daß er seine Fähigkeiten verwertete und sich genügende Kenntnisse erwarb, um einst die Firma übernehmen zu können.

Es war ein herrlicher Sommertag. Die Spätnachmittagssonne spann goldene Fäden schräg durch das Blätterdach des Apfelbaumes, unter dem Martha saß und eine Handarbeit verrichtete. Rosenduft zog durch den Garten und im Wipfel eines Lindenbaumes flötete eine Amsel. Bald mußte der Vater heimkommen. Martha erhob sich, schritt zur Gartenmauer, um nach ihm Ausschau zu halten. Eben kam in schneller Fahrt ein Radfahrer die Straße herunter. Er erblickte sie und zog grüßend die Mütze; dabei lag ein fröhliches Lächeln auf seinem Gesicht. Dem Mädchen schoß eine Blutwelle in die Wangen. Das ist ja — das war ihr — ging es ihr verwirrt durch den Sinn, und wie sie den Gruß erwidern wollte, da — ein Schrei gellte aus ihrem Munde. Der Fahrer war mit seinem Rad an den Straßenrand geraten, presste an einen Stein und stürzte über die Böschung hinunter. Martha rannte aus dem Garten zu dem Verunglückten. Stöhnend lag dieser auf grünem Rasen mit blutendem Kopfe, das zertrümmerte Zweirad zur Seite. Einige Spaziergänger eilten auch herzu. Zwei trugen den Gestürzten auf Marthas Anordnung in ihr Haus, während ein anderer einen Arzt herbeiholte und den Eltern Mitteilung überbrachte.

Hugo Bergmann lag nun im Fremdenzimmerchen auf dem Bett, regungslos, von einer Ohnmacht befallen. Martha reinigte ihm das Gesicht vom Blute und legte ihm einen Rotverband um. Die hilfreichen Männer verabschiedete sie mit herzlichem Dank. Sie setzte sich neben das Bett und blickte angstvoll in das schmerzverzerrte Antlitz des Verletzten. Es quälte sie, weil sie eigentlich die Schuld an dem Unfalle trug; denn hätte er sie nicht zu grüßen gebraucht, wäre er auch nicht gestürzt. Sie streichelte sanft seine Wangen.

„Du Armer, sei mir nicht böse.“ Leise sprach sie es; da schlug er die Augen auf.

Er sah sie staunend an; eine Frage stand in seinem Blick: Warum bin ich hier, was soll dies alles? Dannkehrte die Erinnerung an das Geschehnis in sein Gedächtnis zurück.

„Martha, du bist meine Pflegerin? Hab' Dank.“

„Es ist doch meine Pflicht,“ entgegnete sie so unbefangen wie möglich; aber ein leises Zittern lag doch in ihrer Stimme. „Sie haben wohl fürchterliche Schmerzen? Der Doktor wird bald hier sein. Auch Ihre Eltern haben Nachricht erhalten.“

„Es ist recht so, ich danke dir.“ Er griff nach ihren Händen. „Aber bin ich dir fremd geworden? Hast du das trauliche „Du“ vergessen und die schöne Zeit, da wir mit deinem Vater suchten nach seltenen Blumen und nach bunten Schmetterlingen? Du warst doch mein Heideröslein, nicht?“

„Nein, Herr Bergmann, es geht nicht mehr an; wir sind ja keine Kinder mehr.“

Sie versuchte ihre Hände freizumachen; er aber umspannte sie mit festem Druck.

„Und wenn ich dich bitte: Nur heute, nur ein einziges Mal sag' das Wörtchen?“

Ihr Blick fiel auf seine bittenden Augen; da kam es bebend und leise über ihre Lippen: „Du, Du!“ Er zog ihre rechte Hand an seinen Mund und küßte sie innig.

Draußen wurden Schritte hörbar. Marthas Vater trat mit dem Arzte herein. Dieser hatte ihn auf der Straße eingeholt und nach dem Unglücksfalle bei seinem Hause gefragt. Der ahnungslose Mann war über des Arztes Frage überrascht gewesen und war nun erstaunt, Hugo Bergmann, seinen ehemaligen Schüler als Verletzten hier zu finden. Der

Arzt untersuchte den jungen Mann und fand neben einer Kopfwunde einen Bruch eines Schulterblattes und einige Rippenbrüche. Unter Mithilfe von Marthas Vater wurden dem Verletzten einige Rotverbände umgelegt, und nachdem mittlerweile auch sein Vater eingetroffen war, wurde seine Ueberführung in das Privatspital des Arztes angeordnet.

Als sie Hugo hinaustrugen in das Gefährt seines Vaters, in dem dieser hergefahren war, stand Martha am Gartentor. Hugo reichte ihr zum Abschied die Rechte hin; in seinen Augen lag ein sonnenwarmer Blick. Ein Lächeln lag auf seinem Gesicht, das zu seinen körperlichen Schmerzen nicht passen mochte.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Heimburg!“

„Ich wünsch' Ihnen gute Genesung.“ Ein feuchter Schimmer umflorte ihren Blick. Sie fühlte noch einen kurzen, warmen Druck seiner Hand, dann wandte sie sich dem Hause zu. Schmerz wühlte in ihrer Brust und preßte ihr bittere Tränen in die Augen. War es das Mitleid zu dem Verunglückten, war es die Nervenanspannung der letzten halben Stunde, oder war es ein Etwas, das aufgeflammt war, das doch niemals leuchten durfte? — Sie wußte es selbst nicht.

Hinter sich hörte sie Schritte; sie wandte sich um, da stand Vater Bergmann vor ihr.

„Berehrtes Fräulein, nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für die Fürsorge, die Sie meinem Sohne angeeignet haben; ich werde es zu schätzen wissen.“

Er reichte ihr die Hand und verlieh grüßend den Garten. Ihr Vater rief ihr zu, daß er auch mitgehen werde. Sie hörte den Wagen davonfahren mit ihrem „Ritter“; das Lächeln war nun wohl aus seinem Gesicht gewichen, Schmerzen peinigten ihn. Vom Wipfel eines Lindenbaums aber flötete eine Amsel ihr Lied hinaus in die Welt, aus blühenden Rosen strömte ein herrlicher Duft und goldene Fäden spann die Abendsonne durch des Apfelbaums grüne Krone.

Nach etwa zehn Tagen verließ Hugo Bergmann das Krankenhaus und ging im elterlichen Hause in Pflege. Er machte jetzt täglich kleinere Spaziergänge und kam auch heraus nach dem eheumrannten Häuschen. Manches Stündchen verplauderte er mit seinem einstigen Lehrer; oft war auch Martha dabei. Oft traf es sich, daß das Mädchen allein war. Da verkehrten sie ungedrungen miteinander, wie gute Freunde. Nie aber berührten ihre Gespräche jenen Augenblick, da sich ihre Herztürchen geöffnet hatten. Beiden war es ein heiliges Geschehnis, das sie behüteten. Es war ein zartes Ding, wie leicht konnte es zerbrechen!

Einige Wochen später, als die Früchte des Herbstes die Zweige der Bäume bogen und morgens aus dem Flusse der Nebel stieg und den Hügel heraufschlich, fuhr Hugo wieder auf seinem Zweirad heran. Der Doktor hatte ihn als gänzlich geheilt erklärt.

Die Dunkelheit war schon hereingebrochen. Martha saß am Klavier. Zwei Kerzen verbreiteten eine spärliche Helle. Martha liebte beim Spielen einen dämmrigen Raum. Ihr Vater war nach dem Abendessen an eine Konferenz in die Stadt gegangen. Die Hausglocke läutete; das Mädchen ging und öffnete.

(Fortsetzung folgt.)

## Neben Genf her.

Als Frankreich seinen neuen Hohenzollernschrecken bekam, indem die Griechen drohten, Konstantin, den Schwager Wilhelms II., wieder auf den Thron zu rufen, da schrie man in Paris nach der Revision des Friedens von Sevres, der den Griechen den fruchtbarsten Teil von Kleinasien gibt.